

## Meine Schulzeit an der Higa

2000 – 2007

Wenn ich heute an die Higa denke, fallen mir sofort die furchtbaren braunen Teppichböden in den Klassenzimmern ein. Ich weiß, dass mich ebendas am meisten irritiert hat, als ich mit meiner Mutter und dem damaligen [stellvertretenden] Schulleiter durch das Gebäude gestreift bin. Wie konnte man Teppichböden in Klassenzimmern verlegen? Von der Grundschule in Schwabenheim und der Realschule in Ingelheim war ich grauen, glatten PVC gewohnt. Ein Klassenzimmerboden mit Teppich ausgelegt, das erschien mir ungewöhnlich.

Freilich stellte das nicht mein Leben auf den Kopf, und es folgten daraus keine tiefgründigen Gedanken über Schularchitektur oder gar der Wunsch, mich mit Innenausstattung zu beschäftigen. Im Gegenteil, wie viele andere Mädchen im Alter von 12 Jahren wollte ich Meeresbiologin oder Tierärztin werden. Das war wichtig zu wissen, wie unser Gästeführer während des Rundgangs erklärte, denn in diesem Fall würde ich mich für Latein als zweite Fremdsprache entscheiden müssen. Im Jahr 2000 gab es das Große Latinum noch. Für ein Studium der Medizin oder Tiermedizin hätte man ein solches vorweisen müssen.

Mein Werdegang bei der Higa startete also in der siebten Klassenstufe, ohne Freunde, dafür mit zwei hehren Berufszielen, unzähligen fusseligen Teppichböden und einer toten Sprache. Und besser hätte ich es nicht treffen können.

Freundinnen fand ich schnell, vielmehr fanden sie mich, denn ich war sehr schüchtern und still und permanent damit beschäftigt, ein Versteck zu suchen. Schließlich hatte ich dieses Verhalten als erfolgreiche Überlebensstrategie in der Realschule zigfach erprobt – der Umgangston zwischen den Schülern war hier rüde gewesen. Darüber hinaus war man zuweilen strengen Lehrerinnen begegnet, mit deren Erscheinen auf dem Schulflur ganze Klassenstufen von einem Moment zum nächsten kerzengerade in Zweierreihen zu stehen begannen. Der Ort unter der Flurtreppe war mir daher der liebste. Ein unaufgeregter Hort der Ruhe. Ein Garant für Sicherheit, für Träume, für andere Welten.

In der Higa wollten sie mir einen solchen Ort nicht lassen. Eine Gruppe von freundlichen, äußerst hartnäckigen Mädchen hatte mich stets aus meiner Vereinzelung gerissen. Bis ich meine Skepsis schließlich aufgab und mich der Society der Schule überließ. Ich werde nicht vergessen, wie befremdlich mir die Harmonie dort noch lange vorgekommen war. Doch diese nervige Mädchengruppe, diese wunderlichen Teppiche, mein aufgegebenes Versteck und sogar lateinische Grammatik bis zum Gehnichts, Ovid rauf und runter – das alles schien mehr und mehr Sinn zu machen. Vielleicht hatte mit dem Ort vorher etwas nicht gestimmt.

Nun saß ich also hier. Als Mädchen unter Mädchen in einem Klassenraum mit Wohnzimmeratmosphäre und gütigen, geduldigen Lehrern. Natürlich – auch als Mitschülerinnen, als Freundinnen stritten und hassten wir uns. Und die Lehrerinnen hatten schlechte und gute Tage, hatten manchmal nichts als stinklangweiligen Schulstoff zu bieten. Wenn ich von Harmonie spreche, spreche ich also von „Schulharmonie“, einer Harmonie, die eingeschränkt ist durch stark reglementierte Lehrstoffvorgaben, oft große Klassenverbände, zwischenmenschliche Herausforderungen, anarchiestiftende Hormone und so weiter und so fort.

Denke ich an meine Schulzeit zurück, erinnere ich das alles, ich verkläre nichts. Doch ich sehe auch: Inmitten reiner Mädchenklassen ist das Konkurrenzverhältnis untereinander ein nicht so

großes wie inmitten gemischter Verbände. Wir stehen in Wettbewerb um Leistung, um die besten Noten, weiterhin. Wir stehen nicht in Wettbewerb um den Klassenschwarm, um den Jungen zwei Stufen höher, nicht hier. Der männliche Blick ist Banane. Denn der männliche Blick ist nicht da. Wir verhalten uns also anders, wir sind uns freundlicher gesonnen, wir vertrauen einander eher, wir sind solidarischer. Wir hören einander zu, wir sprechen miteinander, wir finden eine eigene ungehemmte Sprache unter jungen Frauen, die sich ungestört vom Gesprächsverhalten des anderen Geschlechts entwickeln kann.

Auch die Stillen und Schüchternen, die Unsicheren kommen in dieser weiblichen Gesprächskultur zu Wort, sie entwickeln sich, sie wachsen, sie finden Wege in die Diskussionen, in die Debatten. Sie lernen, ihre Sprache zu festigen und sich zu Wort zu melden. Auf diese Weise können sie zu dem Selbstbewusstsein gelangen, das sie in einer Berufswelt, die von beiden Geschlechtern geprägt ist, benötigen. Dieses überwiegend friedliche und wohlwollende Miteinander unter Frauen habe ich in keinem meiner Berufe bislang erlebt.

Abgesehen davon, dass uns diese Vorteile damals kaum klar sein konnten – selbstverständlich haben die Jungs gefehlt, nicht immer, aber manchmal. Dafür gab es einige Straßen weiter das Stefan-George-Gymnasium, in dessen Nähe wir uns ab und an und immer zufällig aufhielten. Wenn ich darüber nachdenke, dass das Bistum Mainz die Trägerschaft an der Hildegardisschule nun abgibt und dass daraus eine Auflösung des monoedukativen Schulkonzeptes folgen könnte, kommt mir das Ganze auch deshalb unwirklich vor. Denn auf wen sollten die SGG-Boys verschmitzt und respektvoll schielen und wen sollten die SGG-Girls hassen, wenn nicht die unnahbaren Higa-Göttinnen, die durch die Straßen Bingens flanieren? Eine Ära wäre zu Ende, eine Welt in Schutt, eine Erzählung vorbei.

Es gibt etwas, das mehr fehlte, und damit werde ich kaum Begeisterungstürme bei Eltern auslösen. Ich will es erklären.

Die Higa ist auch ein Ort, an dem junge Frauen junge Männer sein können. Das bedeutet, sie besetzen diejenigen Positionen und schlüpfen in diejenigen Rollen, die üblicherweise von Jungs annektiert werden. In der Higa also dürfen auch Mädchen Klassenclowns sein. Mädchen dürfen Störer sein. Mädchen dürfen laut, frech, missgelaunt, stur, unnachgiebig sein, sie dürfen reinrufen, dazwischen lachen, anecken, schimpfen, ätzend sein, Regeln brechen. Sie dürfen es nicht nur, sie machen es. Denn diese Rollenbilder sind zu interessant und zu wichtig, um sie zu leeren Platzhaltern verkommen zu lassen.

Eine Verbesserung der Welt kann nur stattfinden, wenn wir Strukturen und Sachverhalte stets hinterfragen, wenn wir diskutieren, streiten, kritisieren, rebellieren, wenn wir nonkonform sind. Um neue Perspektiven einzunehmen, um Fortschritt zu ermöglichen, um schließlich mit Bedacht, Umsicht, mit Sorgfalt, Verständnis und Klugheit Menschen ein menschenwürdiges Dasein möglich zu machen. Nur so können wir die Fehler unserer Eltern vermeiden, nur so können unsere Kinder unsere Fehler vermeiden.

Erst heute verstehe ich, was meine Sportlehrerin meinte, wenn sie uns am Anfang gefühlt jeder Sportstunde entgegenrief: „Mädels, geht nicht, gibt's nicht!“

Das war die Higa für mich. Mädels, geht nicht, gibt's nicht. Und dabei war es erstaunlich, wie gut und kreativ wir alle in unseren Rollen waren. Wir übernahmen die der Jungs, denn geht nicht, gab's ja nicht. Die Strukturen und Schülerstereotype in homogenen Schulklassen müssen denen der heterogenen daher ähnlich sein. Die Dramen im Klassenverbund sind die gleichen. Die Eskalationsstufen allerdings sind hochgradig unterschiedlich. Das ist wichtig.

So mögen wir den Unterricht gestört haben, kategorisch zu spät oder gar nicht erschienen sein und so weiter. Doch wir haben es nie auf die Spitze getrieben. Bis zu meinem Abitur 2007 erlebte ich keine Gewaltausbrüche an der Schule, nie gab es eine Situation, in der die Lehrkraft die Kontrolle über die Klasse verlor, nie habe ich Mobbingmaßnahmen oder Diskriminierung seitens Schülerinnen oder Lehrerinnen wahrgenommen. Als reine Mädchengruppe waren wir trainiert darauf, eher die Perspektiven der anderen einzunehmen, Verständnis aufzubringen, schneller in Aushandlungsprozesse einzutreten.

Dabei machte es uns stärker, nur uns Mädchen in den verschiedenen Rollen zu beobachten. Wir lernten dadurch, dass auch wir alles konnten, dass auch wir alles durften. Selbst wenn wir es nicht durften. Geht nicht, gibt's nicht. In dieser geschlechtergetrennten Schule gab es keine Geschlechtertrennung.

Ich glaube, vor allem deshalb hatten wir ein erstaunlich friedliches Miteinander. Irgendwie akzeptierten wir uns, egal wie wir ausgesehen, egal wie wir uns verhalten haben. Im Großen und Ganzen haben wir uns so genommen, wie wir sind. In einem anderen Umfeld, da bin ich sicher, hätten wir das nicht geschafft.

Wir wären dann eingeschränkter gewesen in unserer freien Entfaltung, vielleicht wären wir still geblieben, vielleicht wären wir unzufriedener, unglücklicher, verletzter, getriebener, vielleicht wären wir gemein geworden. Vielleicht hätten wir uns in Mathe, in Physik, in Chemie weniger getraut. Letzteres zumindest trifft nicht auf mich zu; selbst die Higa konnte mein verborgenes Talent für die MINT-Fächer nicht hervorlocken. Ich hatte Spaß an allen Sprachen, an Sozi und Kunst. Und ich erinnere mich an unglaublich viele Mitschülerinnen, die Spaß an Mathe oder Physik hatten und die ausgezeichnet darin waren.

Der Anteil an MINT-Studienanfängerinnen liegt seit Jahren bei etwa 30 Prozent, der Anteil an Azubinen in technischen und naturwissenschaftlichen Berufen sogar bei nur 11 Prozent. Wie kann das sein angesichts so vieler kluger und interessierter junger Frauen, wie ich sie allein auf meiner Schule gesehen habe?

Ich frage mich außerdem, warum der durchschnittliche Bruttostundenverdienst von Frauen noch immer um 20 Prozent niedriger ist als der von Männern. Warum der deutschlandweite Frauenanteil an Führungspositionen nur 26 Prozent beträgt. Und warum so viele meiner Freundinnen mit Anfang 30 im Gegensatz zu ihren männlichen Kollegen nicht einmal zu Vorstellungsgesprächen eingeladen werden – trotz höherer Qualifikationen, trotz Bewerbungen auf die gleichen Stellen.

Ich frage mich, warum so viele Azubinen, die ich in den letzten Jahren betreut habe, so bemüht, so höflich und dabei so wenig selbstbewusst waren. Warum sie sich so leicht verunsichern ließen, obwohl sie so viel konnten. Warum sie so früh sagten, sie können dieses und jenes nicht. Ich frage mich, warum ich trotz sachlicher Kritik und trotz meiner Position als Führungskraft von Vorgesetzten mit dem Argument stillgelegt werde, ich sei doch eine erwachsene Frau, ich solle nicht so emotional sein. Warum Kolleginnen im Meeting nicht gehört werden, obwohl sie dasselbe sagen wie Kollegen, warum sie trotz unangemessener Behandlung freundlich bleiben, und so weiter und so fort, die Liste findet kein Ende.

Wir dürfen nicht aufhören, diese Fragen zu stellen, trotzdem wir die Antworten kennen. Als Frau in der Privatwirtschaft muss ich immer eins obendrauf geben. Ich muss klüger, gewitzter, jovialer, kompromissbereiter, netter, bemühter sein als meine Kollegen. Ich muss

härter, ausdauernder, schmerzbe freiter, unsensibler, männlicher sein als meine Kolleginnen. Das kann ich nicht. Aber geht nicht, gibt's nicht.

Wenn wir uns umschauen und zuhören, wenn wir aufmerksam sind, kommen wir nicht umhin festzustellen, dass es eine Gleichberechtigung zwischen Männern und Frauen nicht gibt. Denn „gleichberechtigter“ – als vor einigen Jahrzehnten etwa – heißt nicht „gleichberechtigt“.

Wenn das Konzept Mädchenschule also mit dem Argument abgelehnt wird, diese Form sei nicht zeitgemäß, koedukative Schulen entsprächen eher der heutigen Pädagogik – so what?

Werde ich noch einmal in einem Bewerbungsgespräch gefragt, wie es in Sachen Familienplanung bei mir so aussieht, sage ich, das sei nicht mehr zeitgemäß, der Mann trage das Kind aus, das entspreche eher den heutigen Entwicklungen.

Dann sind ja alle Probleme gelöst.

Die Higa hat mir zu mehr Stärke verholfen, das vergesse ich nicht – Danke

Katharina Fries – Abi 2007